

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung
Band: 23 (2011)
Heft: 91

Artikel: Die Bürde des weissen Mannes
Autor: Hafner, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-552901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bürde des weissen Mannes

In seinen Romanen hat sich Max Frisch, der heuer hundert Jahre alt geworden wäre, obsessiv mit seiner Männlichkeit beschäftigt – und sich dabei in kolonialistischen Klischees verfangen. Von Urs Hafner

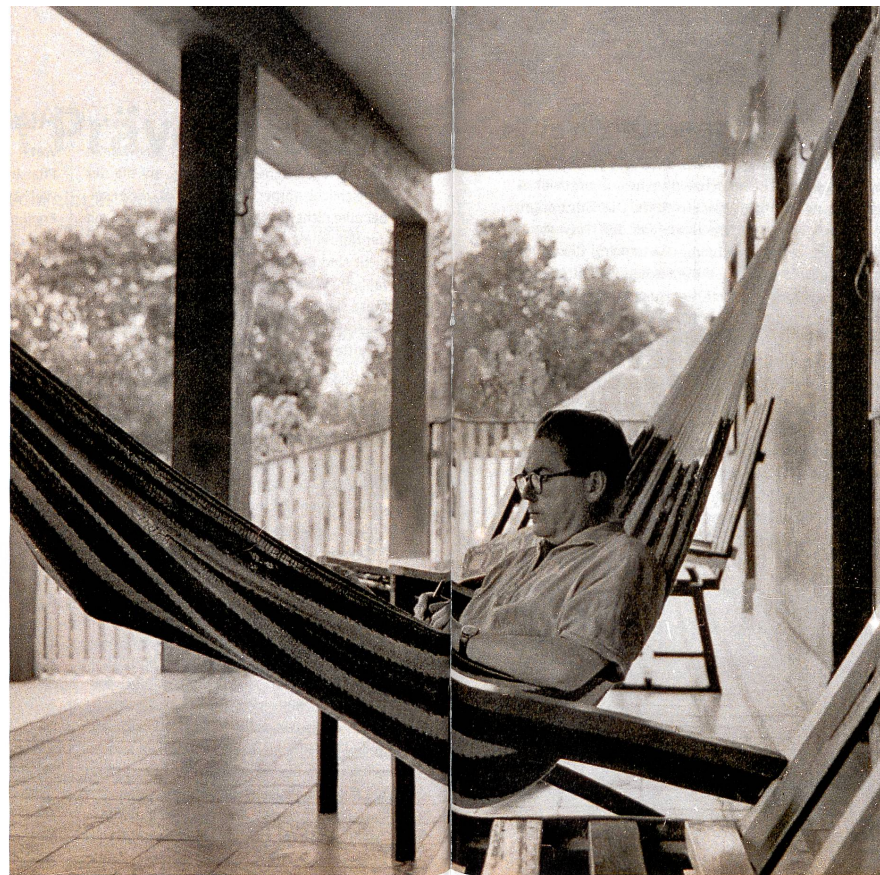
Nach den zahlreich zelebrierten Geburtstagsfestivitäten für den weltbekannten Schweizer Literaten Max Frisch, der dieses Jahr hundert Jahre alt geworden wäre, lässt sich zumindest ein Fazit ziehen: Nach Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller und neben Friedrich Dürrenmatt wird ein neuer Nationaldichter inthronisiert. Sonderbriefmarken und Silbermünzen zeugen von den offiziellen Anstrengungen, des Dichters zu gedenken.

In den offiziellen Schulkanon ist Frisch schon länger aufgenommen worden: Er gilt als erbaulich genug, dass man ihn der Jugend zumuten kann. Seine berühmten Romane «Stiller» (1954) und «Homo faber» (1957), mit denen ihm der Durchbruch gelungen ist, warten mit klaren, pädagogisch wertvollen Botschaften auf, zum Beispiel: Der Mensch beziehungsweise der Mann soll sich fragen, wer er wirklich ist, er soll sich nicht nur für die Technik interessieren, sondern sich auch um seine Gefühle kümmern, und er soll die fremden Kulturen respektieren. Das hat man aufgeklärte Zeitkritik genannt.

Ein Opfer unhinterfragter Botschaften

«Frischs Texte fallen oftmals hinter die Kritik zurück, die sie formulieren», sagt Melanie Rohner. Die Literaturwissenschaftlerin untersucht für ihre Dissertation in einem Forschungsprojekt des Instituts für Germanistik der Universität Bern Max Frischs Identitätskonstruktionen vor allem in den Romanen «Stiller» und «Homo faber». Ihr prägnantes Urteil gründet sie auf ihre sich auf dekonstruktivistische und postkolonialistische Methoden stützende Deutung von Frischs Texten. Diese seien ein Opfer ihrer offensichtlichen Botschaften geworden, die seit Jahrzehnten in den Schulen und der Öffentlichkeit unhinterfragt rezykliert würden.

Die Wissenschaftlerin interessiert sich dafür, was in diesen Texten sonst noch steht. Sie gibt ein Beispiel anhand Hannas aus «Homo faber»: Die alleinerziehende Mutter gelte gemeinhin als Frischs



emanzipierte Frauenfigur. Als solche werde sie beispielsweise in den Unterrichtsmaterialien angeführt, die den Gymnasiasten die Interpretationsarbeit erleichtern sollten. Doch Frisch begründe die emanzipative Art Hannas psychologisch mit ihrem Minderwertigkeitskomplex. Sie emanzipiere sich nur, weil sie in ihrer Kindheit im Schatten ihres Bruders gestanden und darunter gelitten habe. Zudem mache Frisch aus Hanna einen «Mutterarchetyp». Wenn diese mythisierte «magna mater» Simone de Beauvoirs Geschlechterthese referiere, die zu jener Zeit unter Intellektuellen diskutiert wurde, werde diese dadurch abgewertet. «Ihre geschlechterpolitische Progressivität wird letztlich dem Verdacht des Regressiven ausgesetzt», sagt Melanie Rohner. Diese weniger offensichtlichen und offensichtlich problematischen Aussagen von Frischs Texten sollten besonders an den Schulen thematisiert werden.

Die Wissenschaftlerin ist bei ihrer Interpretation nicht nur auf einen im Traditionalismus der Zeit

gefangenen männlichen Blick auf das Geschlechterverhältnis, sondern auch auf einen traditionellen und abwertenden Blick auf aussereuropäische Kulturen gestossen. Beide Blicke bilden ein Amalgam, wie eine von Melanie Rohner zitierte Passage aus «Stiller» zeigt, die sich um die schöne «Mulattin» Florence dreht: «Ihr Partner war gerade ein halbdunkler US-Army-Sergeant [...], ein grosser Kerl mit den schmalen Hüften eines Löwen, mit zwei Beinen aus Gummi und mit dem halboffenen Mund der Lust, mit blicklosen Augen der Ekstase, ein Kerl, der den Brustkorb und die Schultern eines Michelangelo-Sklaven hatte, er konnte nicht mehr; Florence tanzte allein. Ich hätte jetzt einspringen können; wenn ich gekonnt hätte. Florence tanzte noch immer allein; jetzt kam ein anderer, um sie zu drehen [...]; dazu machte Florence eine so königliche Gebärde seligen Triumphes; dass man sich in seiner körperlichen Ausdruckslosigkeit wie ein Krüppel vorkam, [...] jetzt hörte man nur noch eine dumpfe Trommel aus dem

Urwald [...], während sie weitertanzte. Ein dritter Tänzer wurde verbraucht, ein vierter.»

Das Thema der Szene, die den heutigen Leser in ihrer Verkrampfung peinlich berührt: Die mit ihrer Männlichkeit hadernde Hauptfigur des Romans, Anatol Ludwig Stiller, wird von Versagensängsten geplagt, während er einen virilen Mann und eine sinnliche Frau beobachtet, die ihre – so Stillers Eindruck – kaum zu stillende sexuelle Lust zum Ausdruck bringt. Indem Frisch als Bühne für dieses Thema ein Jazzlokal wählt, kann er die Eindrücke verwerten, die er auf seinen Reisen durch Amerika gewonnen hat, und sich als einen Kenner negroider Subkultur ausweisen.

Billiges Kino

Freilich ist die Schilderung der Szene durchdrungen von moralischen Haltungen und Vorurteilen jener Zeit, die Frisch nicht bewusst waren. Zunächst Florence, wörtlich «die Blühende»: Die sexualisierte Frau, die infantil dargestellt wird, hat eine Haut so braun wie «Kaffee» – die «prototypische Kolonialware», wie Melanie Rohner in ihrer Deutung schreibt. Ganz im Gegensatz dazu besitzt die jungfräulich-frigide Julika, die Stiller gerne «zum Erbblühen» – also zum Orgasmus – brächte, was ihm aber trotz mehreren Anläufen nicht gelingen will, eine Haut so weiss wie «Alabaster». Triebhafte schwarze Frau da, weisse Jungfrau hier. Dann Stiller: Bekanntlich nennt er sich nach seinem Amerika-Trip, auf dem er zum Westernhelden mutiert ist, der seine Flinte flink zu gebrauchen weiss, James Larkin White. Um ein richtiger Mann zu sein, muss er ein weisser Mann werden und einen braunen Mexikaner töten, interpretiert Rohner: «Identitätsbildung durch Alterisierung». Schliesslich die Musik: Die Rhythmen, die das Blut in Wallung bringen, kommen aus Buschtrummeln. Der Urwald und seine Neger als Hort einer animalischen Sinnlichkeit, die White von sich abspalten muss, da sie für ihn etwas Schmutziges darstellt – ein klassisch christliches Dilemma.

Melanie Rohner möchte mit ihrer Arbeit Frisch nicht vom Sockel stossen, aber sie wünscht sich eine kritischere Auseinandersetzung mit dem neuen Nationaldichter. Frischs Texte seien in einem bestimmten sozialen Kontext entstanden, betont sie: Die Rezensenten des «Stiller» hätten mehrheitlich mit dem Titelhelden sympathisiert, Hermann Hesse habe Stiller als – Zitat Hesse – «sehr liebenswerten Menschen» beschrieben, «dem man wünscht, es möge ihm Verständnis und Liebe [...] entgegenkommen». Friedrich Dürrenmatt dagegen habe Frischs Amerikaberichte als «billiges Kino» bezeichnet. ■

Der Dichter beim Schaffen:
Max Frisch in Mexiko, 1956.
Bild: Josef Müller-Brockmann/
Max-Frisch-Archiv, Zürich